

„Was wollen Sie denn hier?“

von Helga Kutz-Bauer

Am 03. Juni 1967 wurde ich morgens um 4.00 Uhr durch einen Telefonanruf geweckt. Studenten vom SDS teilten mir mit, dass die Polizei in Berlin während der Schah-Demonstrationen den Studenten Benno Ohnesorg erschossen habe. Meine Wirtin, in deren Zimmer das Telefon stand, drohte mir mit Kündigung. Doch dieses war der Beginn der Studentenbewegung in Hamburg, in die ich als AstA-Vorsitzende des Sommersemesters 1967 maßgeblich mit hineingezogen wurde.

Es heißt immer, die Studentenbewegung wurde getragen von Bürgerkindern. Das trifft zu, aber es gab auch Ausnahmen. Eine solche Ausnahme war ich. Nicht nur, dass ich eine Frau war - und Studentinnen engagierten sich damals in relativ geringem Maße in der Studentenpolitik - ich stammte aus sehr kleinen Verhältnissen, war über den zweiten Bildungsweg, das Abendgymnasium, zum Abitur gekommen und hatte schon neun Jahre Beruf hinter mir, als ich 1966 anfang zu studieren. Da war ich 26 Jahre alt. Im dritten Semester wurde ich AStA-Vorsitzende, da der AStA durchweg vom SHB (Sozialdemokratischen Hochschulbund) gestellt wurde und weil man mich gedrängt hatte, mich für dieses Amt zur Verfügung zu stellen. Ich hatte natürlich nicht damit gerechnet, dass diese Amtszeit so turbulent werden würde. Ständig wuselten Studenten des SDS, mit dem der SHB damals noch sporadisch zusammen arbeitete, iranische Studenten und andere durch das AStA-Büro und zettelten neue Aktionen an, bei denen sie selbstverständlich die Unterstützung des AStA erwarteten. In diesem Semester habe ich meinen Etat für Papier und Flugblätter um 20.000 DM überzogen.

Vor allem wollte man die Bevölkerung aufklären, mit öffentlichen Veranstaltungen, später „teach-in“ genannt, aber auch mit öffentlichen Versammlungen, Demonstrationen, Flugblattaktionen, mit Diskussionen auf der Straße und in den U-Bahnen. Große Teile der Bevölkerung waren genauso irritiert über das, was ablief, wie der damalige Bürgermeister Weichmann, der sich an Ereignisse in der Weimarer Republik erinnert fühlte. Es gab Vorfälle, bei denen Studenten in der U-Bahn verprügelt wurden. Wir versuchten, trotzdem in den Institutionen etwas zu bewirken, vor allen Dingen in der Universität und bei den Parteien.

Ich war 1960 in die SPD eingetreten, ein durchaus nicht übliches Verhalten für eine 20jährige. Für mich war die SPD die einzige antifaschistische und zugleich demokratische Partei. Wenn man später vom „Marsch durch die Institutionen“ sprach, so muss ich sagen, dass das bei mir schon vor 1960 anfang. Mir war klar, dass man sich engagieren musste für einen demokratischen Staat, der anders aussehen sollte, als das, was ich immer die erstickenden 50er Jahre nenne, oder als das, was in den 60er Jahren mit der Großen Koalition sein Ende fand. Allerdings wäre ich bei der Großen Koalition fast aus der SPD ausgetreten. Ich bin dabei geblieben, weil kolportiert wurde, Wehner habe gesagt: „Wenn die austreten, dann kriegen wir wenigstens die Linken aus der Partei raus“. Da habe ich gesagt: „So nicht!“ Ich habe einen langen Begründungsbrief geschrieben, weshalb ich doch in der Partei bleibe, denn nach wie vor bedrückte mich, dass da mit einem Kiesinger und ähnlichen Leuten koalitiert wurde, genau den Leuten, denen ich nicht die Hand gegeben hätte. Mein Vater ist im Krieg vermisst, ich wurde von einer alleinstehenden Mutter in Hannover aufgezogen, wo damals sehr viel in der Jugendpolitik passierte. Dort wurde ich

bei einer Veranstaltung mit dem Film „Bei Nacht und Nebel“ konfrontiert, mit allen Schrecken der Konzentrationslager. Das war nicht ohne Wirkung geblieben.

Als SPD-Mitglied hatte ich, trotz der Konflikte im Sommer 1967, bei der politischen Führung der Stadt doch einen Vertrauensvorschuss. Hier in Hamburg gab es das, was ich eine spezifisch pragmatische Variante der Studentenbewegung nennen würde, d.h., wir hatten uns lange mit einer Änderung der Hochschulgesetzgebung befasst, arbeiteten auch weiter daran, und in Hamburg gab es nie ein Abbrechen der Kontakte zwischen Studentenparlament bzw. AStA und den etablierten politischen Institutionen. Wir haben mit allen Parteien weiter verhandelt, ich sehe uns noch heute in der Lobby der Bürgerschaft mit Frau Charlotte Fera von der CDU sprechen. Natürlich haben wir bestimmte Dinge personalisiert. Für uns war Prof. Weichmann zunächst kein Gesprächspartner mehr, der Innensenator Ruhnau, der zuständig war für unverhältnismäßige und harte Polizeieinsätze gegen die Studenten, war unser Hassobjekt.

Doch das Feindbild war in Hamburg nicht so klar wie woanders. Hamburg hat ja eine ganz starke liberal-republikanische Tradition, allerdings mit einem recht konservativen Einschlag. Das zeigte sich selbst in einem gewissen Zusammenspiel mit Vertretern des RCDS, dem der CDU nahestehenden Studentenbund, dessen Mitglieder wenig später in Hamburg zum Teil aus der CDU austraten.

Nachdem in Hamburg die Studentenunruhen ausgebrochen waren, gab es das, was ich in Hamburg immer den Ulrike-Mein Hof-Effekt nenne. Ulrike Mein Hof ist, als sie noch nicht in der RAF war, angeblich in der Hamburger Gesellschaft regelrecht herumgereicht worden. Ähnlich ging es uns Studenten.



Helga Bauer gemeinsam mit Prof. Werner Ehrlicher (li.) u. Rektor Prof. He Schäfer (re.) beim Sommerfest der Hamburger Universität 1967 und beim Ein in das Auditorium Maximum zur Semestereröffnung Sommersemester 1967 (Rektor Prof. Schäfer, re. Prof. Ehrlicher)

Wir, d.h. nicht nur ich, sondern auch die Vertreter des SDS und des RCDS sind regelrecht herumgezogen und haben bei Vereinen und Parteien das Thema „Was wollen die linken Studenten?“ vorgetragen. Es verging praktisch keine Woche ohne Vortrag. Selbst beim Rotary-Club Altona durfte ich als erste Frau reden, die Hamburger Frauenorganisationen luden gleich mehrere von uns als Referenten ein und gaben uns hinterher Schnittchen mit, weil sie annahmen, Studenten seien immer hungrig. Es war wirklich eine spezifisch Hamburger Variante. Natürlich haben wir öffentlich das Verhalten der Politiker und der Polizei angeprangert. Andererseits lud die Polizei uns und selbst die Kommilitonen vom SDS in die Polizeischule ein. Dort haben wir dann darüber diskutiert, weshalb wir demonstriert haben. Das war natürlich ganz aufschlussreich für beide Seiten.

Wenig später, 1968, als in den folgenden Jahren auch Bundesgrenzschutz und Holsteiner Polizei mit hinzugezogen wurden, haben wir deutlich differenziert zwischen Hamburger Polizei und Bundesgrenzschutz. Vor dem Bundesgrenzschutz hatten wir mehr Angst. Und man fing an, „durch die Institutionen zu marschieren“, wenn man in der Juso-Gruppe war, dann arbeitete man auch im Distrikt mit, versuchte ihn zu „kippen“, wie das bei uns in der Partei so schön heißt, also andere Mehrheiten zu produzieren.

Man sollte aber nicht annehmen, dass diese Studentenunruhen von heute auf morgen kamen. Viel schlimmer als die Erfahrung mit der Polizei bei den Unruhen fand ich die Strategie der Hamburger politischen Führung und der Presse bei den Vietnam-Demonstrationen, an denen ich auch teilgenommen hatte. Diese wurden durch Nebenstraßen umgeleitet und dort

durften wir dann brav protestieren. Am nächsten Tag stand dann in der Springer-Presse eine Beschreibung dieser Demonstration, da erkannte man sich selber nicht wieder. Es gab echte Lerneffekte schon vorher, auch in den Universitätsgremien, z.B. dem Akademischen Senat, in dem nicht einmal abgestimmt wurde. Wenn der Rektor einen Tagesordnungspunkt unauffällig verlassen wollte, musste ich schnell die Hand heben und rufen: „Magnifizienz, wir sind dagegen“, damit überhaupt unsere Gegenstimme in das Protokoll kam.

Politische Konflikte in Hamburg wurden damals eher zivil ausgetragen, mit dem Versuch, auch Gegner einzubinden. Der Chefredakteur vom „Auditorium“, unserer Studentenzeitung, prägte das Schlagwort „Das sind keine Wände, gegen die wir rennen, das sind Quallen.“ Das war und ist das Problem. Man rennt in Hamburg nicht gegen Wände, es sind immer Dämpfer da. Das macht es manchmal schwer, mit dem Gegner umzugehen.

Allerdings hatten es die Gegner auch schwer mit mir. Von einer einigermaßen gutaussehenden kleinen Blondine erwartete man, dass sie lieb und nett war und gerade das sog. Establishment war dann doch sehr irritiert, wenn scharfe Sprüche kamen oder ein bössartiger Artikel in dem „Auditorium“ oder der Juso-Zeitung erschien. Ich hatte manchmal das Gefühl, gewisse Dinge nehmen sie einem mehr übel, wenn man eine Frau ist. Problematisch waren weniger die Kommilitonen als bestimmte Typen von autoritär erzogenen älteren Männern. Diesen kann man sowieso schwer widersprechen, aber wehe, es tut eine Frau. Das merke ich übrigens noch heute in der politischen Bildung. Es passierte mir sogar, dass ich als Rednerin eingeladen war, der Saal war voll, ich wollte aufs Podium, ein Herr schaut mich streng an und fragt „Was wollen Sie denn hier?“.

Das ist noch eher komisch, aber es war nicht nur das. Man geriet z.B. in Gremien, die von Herren besetzt waren. Dann stand man da, war als eine der ersten gekommen, die Herren haben sich untereinander begrüßt, aber ich wurde nicht begrüßt, weil man mich für die Sekretärin hielt. Erstens sehe ich nicht ein, wieso man Sekretärinnen nicht ebenfalls mit begrüßt, zweitens war das aber ganz typisch.

Schr viel zu verdanken habe ich meinen beiden Vorgängern im AStA, Detlev Albers und Gert Hinnerk Behlmer. Anders als meine jeweiligen Stellvertreter haben sie mich beraten, gefördert und in jeder Hinsicht unterstützt. Sicherlich spielte das „Problem“, dass ich eine Frau war, auch eine Rolle, als meine beiden Vertreter im AStA irgendwann meinten, sie müssten der erste Vorsitzende sein. Sie hatten aber nicht soviel Rückhalt im Studentenparlament und wurden jeweils zum Rücktritt veranlasst. Letztlich bin ich Ende des Semesters zurückgetreten, weil ich politisch zu unerfahren war und mich schlicht habe reinlegen lassen. Das war bei einer sehr turbulenten Sitzung, in der mir Jens Litten glaubhaft versicherte, die Parlamentarier wollten gleich ein Misstrauensantrag stellen, er habe die Mehrheiten durchgecheckt, ich hätte sie nicht mehr. Ich solle vorher mein Amt niederlegen. Das sagte er mir, während er schon seine Marionetten für den neuen AStA-Vorstand in der Tasche hatte. Ich habe das leider getan und das tut mir im nachhinein immer noch leid, aber ich habe daraus auch gelernt.

Ich weiß heute sehr gut, dass wir damals als außerparlamentarische Opposition Systemkritik an Staat und Gesellschaft betrieben haben, heute aber fast alle etablierte Mitglieder dieses Systems sind. Das ist ein Widerspruch, mit dem man nicht nur leben muss, mit dem man aber gut leben kann, denn im Nachgang

zur Studentenbewegung sind ganz starke antiautoritäre, sehr demokratisch-republikanisch bestimmte Minderheiten entstanden. Diese öffentlich präsenten Minderheiten halte ich für ganz wichtig in einem demokratischen Staat. Was auch selten erwähnt wird, was ich aber für grundlegend halte, ist das freiheitsorientierte Nachdenken über Erziehung, das als Folge zumindest mit der Studentenbewegung entstanden ist, d.h. es geht um den Gegensatz zwischen sogenannter schwarzer Pädagogik und antiautoritärer bzw. demokratischer Erziehung. Deshalb halte ich es auch für falsch zu sagen, dass die Studentenbewegung gescheitert ist. Die Studentenbewegung hat sehr viel durchgesetzt. Zwar haben wir jetzt eine selbstsichere, ja selbstverliebte konservative Wende, die auch zusammenhängt mit 1989 und einer grundlegend veränderten wirtschaftlichen Situation. Aber wir haben mittlerweile im Gegensatz zu den 50er, aber auch zu den 60er Jahren, ein so großes demokratisches Potential in dieser Republik, dass ich sicher bin, dass die demokratischen Mehrheiten dauerhaft sind. Das führe ich im wesentlichen auf alle politischen und gesellschaftlichen Veränderungen zurück, die in den letzten 40 Jahren vor sich gingen, an denen die Studentenbewegung einen wichtigen Anteil hatte.